

Nr. 124. Bydgoszcz/Bromberg, 2. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(3. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Vorher war noch ein warmer Schein des Abendrotes durch die kleinen Fenster gefallen, und nun verfinstert sich der Himmel auf einmal. Aber immer noch ist es still. Kein Lüftchen rührt sich.

„Möchtest jetzt nicht lieber unten sein bei der Base?" fragt Much während des Essens.

Monika lacht auf.

„Du wärst mir recht. Ich bin froh, wenn ich nichts weiß von unten. Da heroben bin ich ein ganz anderer Mensch."

„Ja, es ist schon wahr. Ganz anders bist geworden. Ich denk es gar nicht, daß du einmal so herzlich lachen hast können. Und ich kenn dich doch schon, wie du noch so ein kleines Zwackerl warst. Förmlich aufblühn tust du da heroben."

„Ja weißt, Much, jetzt schimpft mich auch niemand mehr, wenn ich einmal von Herzen lach. Unten — ach du mein Schreck. Hast es ja selber oft gehört. Was hast denn schon wieder zu lachen, hat es geheißen. Und hab ich nicht gelacht, dann hat sie gesagt: was machst denn schon wieder für ein Gesicht hin. Dauert es dir schon zu lang? Meinst, ich soll schon abkratzen? Aber den Gefallen tu ich dir noch lang nicht."

„Ja, ja, ich kenn sie schon", nickt Much.

„Von mir aus lebt sie noch recht lang. Aber mir soll sie doch auch ein bissl Freud gönnen. Ich bin doch auch jung und will lachen und fröhlich sein. Nicht einmal noch hat sie mich zum Tanz gehen lassen. Auf keinen Jahrmarkt und zu keiner Kirchweih. Mir ist ja auch nicht viel dran gelegen. Weißt was, Much? Am liebsten tät ich auf den Hof verzichten, wenn ich mein ganzes Leben da heroben sein dürft."

„Ja freilich, sonst nichts mehr. Den Hof hast du dir redlich verdient. Da mußt dich einspreizen, Monika. So ein Besitztum laßt man nicht hinten."

„Freilich, ich weiß schon." Monika steht auf und räumt das Geschirr ab. „Weißt, Much, das war ja auch nur so ein Gedanke von mir."

Ein dumpfes Rauschen geht durch die Bäume draußen. Und wieder Stille. Much wirft einen Blick durch das Fenster.

„Da schau naus, Monika. Ganz kupferrot kommt es daher."

Er hat noch nicht ganz ausgesprochen, zuckt ein heller Schein aus den Wolken und ein brüllender Donnerschlag macht Fenster und Türen erzittern. Zugleich hebt der Sturm an. Die Bäume brüllen auf beim ersten Anprall. Und schon prasselt es auf das Schindeldach nieder wie mit tausend Hämmern.

Much zündet die Petroleumlampe an und stopft sich sein Pfeiflein.

„So", sagt er behaglich und stößt die grauen Rauchwolken zur Decke. „Das mag ich gern, wenn es draußen recht kracht."

„Mein Gott, wenn bei dem Wetter jemand unterwegs sein muß", meint Monika leicht schaudernd.

Unablässig zuckt es jetzt blau und gelb an den Fenstern vorüber. Und ein Donnerschlag löst den andern ab. Es ist, als wollten alle Berge herunterstürzen.

„Bei so einem Wetter hab' ich mich einmal verlaufen", erzählt Much. „Damals war ich noch ein blutjunger Bursch. Gleich nach meiner Militärzeit war es. Den Weg und die Nacht vergeß ich auch nicht."

„Das glaub ich dir schon. Wo bist denn da hingegangen?"

„Auf die Schloßalm. Da hab ich selbige Zeit einen Schatz gehabt."

Monika lacht.

„Wer? Du?"

„Was gibt es denn da zu lachen? Warum sollt ich keinen Schatz gehabt haben?"

„Du mußt schon entschuldigen, Much, wenn ich lach. Aber ich kann mir das gar nicht vorstellen, daß du einmal — nein — ich kann mir nicht helfen, ich muß lachen."

Sie lacht so herzhaft, daß Much selber davon angesteckt wird.

„Du tust ja grad, als wenn das was Unmögliches wäre. Meine Liebe, du hättest mich sehen sollen so vor vierzig Jahren. Herrgott, hat mich mein Leben gefreut. Den Dirndeln bin ich nachgestiegen, und das heiße Feuer ist mir im Blut gelegen. Ja, Monika, das darfst mir glauben: so ein kalter Fisch war ich nicht wie du."

„So? Kalt bin ich?" Sie blickt ihn ganz erstaunt an. „Das bildest du dir bloß ein, Much. Komm, hilf mir die Wolle abwickeln, ist gescheiter."

Much nimmt den Wollstrang in Empfang, und Monika beginnt zu wickeln.

„Das bilde ich mir gar nicht ein, Monika", nimmt der Alte wieder das Wort. „Es ist schon wahr, du bist kalt nach außen hin wie ein Fisch. Hat sich denn bei dir überhaupt noch nie was gerührt im Herz'l? Du bist doch auch jung und — wenn man dich so anschaut — ich könnt mir keine denken in Breitbruck und darüber hinaus, die so schön wär wie du?"

„Geh, jetzt hörst aber auf, alter Schmeichler."

„Da schmeichel ich gar nicht, Dirndl. Es ist schon so. Aber ja, deine Zeit wird auch noch kommen. Was wär denn das Leben ohne Lieb? Das muß jeder Mensch einmal durchkosten, und wenn auch hernach von dem ganzen, lichterlohen Feuer nichts übrigbleibt als ein winziger Funken, so hat das Leben doch einen anderen Sinn erhalten."

„Redest du aber heut g'spaßig daher, Much. Es wird genug Menschen geben, die niemals die Lieb kennengelernt haben und trotzdem leben."

„Aber wie? Ein Mensch, der sein Lebtag die Freud nicht erlebt hat, kann auch andern keine Freud geben. Schau deine Base an, die mag sich selber nicht. Und wenn du so weitermachst, wird es bei dir auch einmal nicht anders."

„Meinst?" Nachdenklich läßt Monika für einen Augenblick die Hände in den Schoß sinken. „Es muß schon was schönes sein, einen Menschen so richtig gern haben dürfen. Ich bin nicht so kalt, wie du meinst, und — ich will dir einmal was sagen, Much —" Sie bricht plötzlich ab und hebt lauschend den Kopf. „Hast du nichts gehört, Much?"

„Der Wind wird es gewesen sein", sagt Much.

Nein, man hört jetzt draußen einen festen Schritt. Die Tür wird aufgestoßen und ein hochgewachsener, bildschöner Bursche tritt über die Schwelle.

„Teufel, Teufel, so ein Wetter", schimpft er halb lachend, und schüttelt sich, daß die Tropfen von ihm sprühen.

Im Halbdunkel hat Monika ihn nicht sofort erkannt. Beim Klang der Stimme aber zuckt sie zusammen.

„Jakob, du?"

„Ja, ich! Gelt, da schaust. Grüß dich, Monika!"

„Grüß dich Gott, Jakob. Wo kommst denn du her bei dem Gewitter?" Sie tritt auf ihn zu und befühlt seine Joppe. „Mein Gott, du bist ja naß bis auf die Haut."

„Weiter geht es aber nimmer als bis auf die Haut. Und jetzt bin ich ja im Trockenen." Er lacht und sieht dabei Monika scharf an.

In ihren Augen leuchtete etwas auf wie stille Freude. Er hat also doch einmal den Weg zu ihr heraufgefunden.

Jakob streift seine Joppe ab und hängt sie über die Herdstange. Dann entledigt er sich der Schuhe und Strümpfe. Dabei erzählt er:

„Das Holz hab ich angeschaut, das am Breitenberg drüben geschlagen wird. Die Holzknechte haben schon gemeint, ich sollt in ihrer Hütte bleiben, wie das Gewitter hergeschaut hat. Aber ich hab mir gedacht, da komm ich leicht noch heim. Hoppla! Ich war noch keine Viertelstund gegangen, da ist es schon hinter mir hergekommen. Dann bin ich vom Weg abgekommen und hab mich verlaufen. Bin ich froh gewesen, wie ich das Licht gesehn hab von eurer Hütte."

„Ach so, verlaufen hast du dich?" sagt Monika enttäuscht. „Sonst hättest den Weg in meine Hütte wohl nie gefunden?"

Jakob blickt auf. Ein kleines Lächeln huscht um seine Mundwinkel.

„Das hab ich damit nicht sagen wollen. Schon lang hab ich vorgehabt, ich such dich einmal auf, denn — einmal haben wir uns doch gut verstanden, gelt, Monika?"

„Das ist aber schon lang her."

„Nun ja, die Zeit vergeht halt schnell. Was sagst du, Much?"

„Ich sag' gar nichts."

Draußen tobt das Gewitter noch unvermindert.

„Wenn das so weitergeht, mußt mich über Nacht behalten, Monika", sagt Jakob.

„Im Heu oben ist Platz genug. Aber du wirst Hunger haben. Magst einen Schmarrn?"

„Laß nur. Ich hab keinen Hunger. Bloß trocknen will ich mich." Er wendet sich vor dem Feuer hin und her, bis seine Lederhose zu dampfen beginnt.

„Das ist nicht gut fürs Leder", sagt Much und klopft seine Pfeife über dem Ofen aus.

„Ach was, wenn sie hin ist, gibts eine neue."

„Freilich, du hast es ja. Weißt es doch, wie schön du es hast, Sägemüllerbub?"

„Schön? Das kannst grad weglassen. Was meinst, was es bei uns Kümmernis und Sorgen gibt. Der Vater will vom G'schäft nimmer recht viel wissen, und da schubst er alles auf mich. Nicht einmal Sonntags hat man seine Ruh. Manchmal ist es zum Davonlaufen. Im Haus ist auch keine richtige Ordnung mehr, seit die Mutter nimmer ist."

„Mußt du halt heiraten", meint Much und lacht. „Die Wahl wird dir halt weh tun. Weißt nicht, was für eine, gelt?"

Jakob schießt eine giftigen Blick auf den Alten.

„Du plapperst halt auch nach, was du so hörst, gelt? Die Leut reden viel, wenn der Tag lang ist. Aber mir ist es gleich, ich hab einen breiten Buckel. Die Leut muß man reden und die Hunde bellen lassen. Ist's nicht wahr, Monika?"

„Ich kann da gar nichts sagen", antwortet sie.

Jakob betrachtete sie eine Weile schweigend. Schnell kreisen die Gedanken hinter seiner Stirn. Er muß sich wohl gestehen, daß es nicht mehr die Monika ist aus früheren Tagen. Aber es könnte doch sein, daß noch etwas übriggeblieben ist von jener kleinen Jugendliebe, die er absolut nicht ernst genommen hat. Und warum sollte man da nicht weitermachen, wo man einmal jäh abgebrochen hat? Es braucht nur richtig angefaßt zu werden. Und je länger er sie so betrachtet, desto brennender wird in ihm der Wunsch, diesen jungen roten Mund zu küssen. Jakob Haller ist bereit, sich kopfüber in ein neues Abenteuer zu stürzen.

Als ob Monika seinen Blick in ihrem Nacken gefühlt hätte, hebt sie den Kopf und schaut ihn an. Wie ein stilles Leuchtfeuer geht ihr Blick in den seinen hinein.

Much zieht die Brauen hoch und pfeift leise durch die Zähne. Dann streckt er sich gähnend und sagt:

„Ich werd mich schlafen legen."

Niemand sagt, daß es noch früh sei und er möchte noch dableiben. Ein klein wenig ärgert sich der alte Mann, daß er nun plötzlich so überflüssig ist. Er hätte Monika gerne noch zugeraunt: „Glaub dem Jakob nichts; der meint es nicht ehrlich." Aber Monika sitzt über ihrer Flickarbeit, die sie in ihrer Erregung hervorgesucht hat, und blickt kaum auf, als der Alte jetzt vom Tisch geht und langsam die Stiege zum Heuboden hinaufsteigt.

Ganz still ist es eine Zeitlang zwischen den beiden — so still, daß man das Nahrungsaugen der Lampenflamme hört. Und draußen rauscht der Regen und murrt der Donner. Das Gewitter ist allmählich im Abziehen.

Jakob ist nicht ganz behaglich zumute; er fühlt, daß er jetzt etwas sagen müßte, etwas, das mit einemmal eine Brücke schlägt bis hinüber zu den Tagen der Kindheit und Jugend. Aber so sehr er auch überlegt, er weiß keinen rechten Anfang. Daß er bei Monika mit dem üblichen Geplänkel, mit dem er sonst seine Abenteuer einzulenken pflegt, nicht viel Glück hat, ist ihm klar und wird ihm immer klarer, je länger er sie betrachtet. Endlich sagt er:

„Hör doch auf zu nähen, Monika; du verdirbst dir ja die Augen." Er rutscht vom Ofen weg und setzt sich zu ihr auf die Bank. „Weißt du mir denn gar nichts zu erzählen?"

Sie läßt die Hände sinken und sagt, ohne ihn anzusehen:

„Was soll ich denn wissen? Ich komm ja nicht fort, und da heroben gibt es nichts, das dich interessieren könnte."

„Na, wer weiß es grad. Interessieren tu ich mich für alles". Er nimmt ihr Schürzenband und wickelt es ein paarmal um seine Finger. „Was dich betrifft, interessiert mich alles", fügt er nach einer Weile hinzu.

Monika blickt ihn von der Seite an.

„Jetzt auf einmal?" fragt sie zweifelnd. „Und die ganzen Jahre hast dich nimmer um mich gekümmert?"

„Weißt du das bestimmt?" tut er ein wenig beleidigt.

„Nun ja, ich kann leider nichts tun, um dir das Gegenteil zu beweisen. Ich kann dir bloß sagen, daß du da nicht recht hast. Das darfst du glauben."

„Warum —", sie schaut ihn aufmerksam an — „ach nein, es ist besser, man redet nicht davon."

Nun hat er plötzlich seinen Arm um ihre Hüfte gelegt.

„Monika, damit ist es nicht abgetan. Angefangen ist, und darum muß auch ausgeredet werden. Also, was hast sagen wollen?"

„Warum hast mich denn damals auf einmal nimmer kennen wollen? Du hast gesagt, du schreibst mir. Wie hab ich gewartet auf den Brief, Tag für Tag und Woche um Woche. Und dann bist gekommen und bist mir aus dem Weg gegangen."

„Das ist nicht wahr, Monika. Es hat sich bloß keine Gelegenheit gegeben. Und überhaupt — wir waren damals ja noch halbe Kinder. Was kann man da schon sagen. Aber das darfst mir glauben, oft hab ich an dich gedacht, und manchmal hab ich gemeint, ich muß nauf laufen zu euch und muß zu der Kollerin sagen, sie soll doch wenigstens mir nichts nachtragen wegen der dummen Geschichte."

„Ich will dirs glauben", antwortete Monika und streift ein paar Brotkrumen vom Tisch. Blitzschnell hascht er nach ihrer Hand.

„Dank schön, Monika, für dein Vertrauen. Und — ja, weil du gar so gut bist und mir nichts nachtragst, muß ich dirs schon sagen: ich bin extra wegen dir rauf gegangen. Das vom Breitenberg hab ich bloß so erzählt, weil der Much da war. Ich hab endlich einmal wissen müssen, wie du zu mir bist und ob du noch alles weißt, was wir selbigesmal gesprochen haben."

„Hast du vielleicht gemeint, ich hätt da nur ein Wort vergessen? Ich weiß es noch wie heut. Du hast die Rieglerletten umgeackert und ich hab am Büchelanger die Küh gehütet. Das war an dem Tag, wo dein Vater den Prozeß verloren hat. Weißt es noch?"

„Gar nix hab ich vergessen", beteuert er ernsthaft, obwohl er das alles eigentlich nicht mehr gewußt hat. Flink rechnet er, wo nun am besten einzuhaken wäre. Komisch, daß ihn Monika gegenüber seine sonstige Sicherheit so schmählich im Stich läßt. Er wiederholt nochmal: „Ja, ja, heut hab ichs nimmer ausgehalten. Ich hab rauf müssen zu dir."

Ein warmer Schein glüht in ihren Augen auf.

„Ist's wahr?"

„Auf Ehr und Seligkeit. Siehst, Monika, das freut mich schon recht, daß du mich noch nicht vergessen hast. Das hat mich manchmal schon arg gedruckt."

„Dummian", sagt sie mit einem weichen Lächeln und streicht ihm die Haarlocke zurück, die ihm in die Stirn hängt.

Er seufzt tief auf.

(Fortsetzung folgt.)

Gewitter in der Nacht.

Skizze von **Hans Colberg.**

Mitten in der Nacht wachte Herbert auf. Er wußte wohl, daß er die Augen offen hielt, aber er sah nichts. Irgend etwas mußte ihn aus dem Schlaf geschreckt haben, noch lange bevor der Tag gekommen. Erst ein furchtbarer Donnerschlag, bei dem die Fensterscheiben zitterten, ließ ihn die Ursache ahnen. Das Gewitter war schon am vergangenen Abend den Horizont zum Stadtwald hin entlanggekrochen, hatte in der Ferne wie ein Hund geknurrt, um sich unentschlossen wieder davonzumachen.

Jetzt also war es da. Herbert sprang aus dem Bett, trat rasch ans Fenster. Taghell leuchtete gerade ein flammender Blitz den Himmel ab, zeichnete gigantische Wolkenberge daran, um sie sofort wieder in die Schwärze der Nacht zurückzuholen. Ein Lichtschimmer schaukelte drunten über den Bauernhof. Es mußte der Bauer mit einer Laterne sein. Herbert zog sich daraufhin schnell an und lief die knarrenden Treppen hinunter. Schwül schlug ihm die Sommerluft entgegen. Stimmen, Geräusche rumorten im Dunkeln.

„Vergeßt die Starken nicht!" rief jemand.

Dann schwieg alles wieder still. Nur der Wind begann stärker zu wehen. Ein Torflügel klapperte hin und her. Dazwischen klirrten die Ketten. Herbert rannte zum Kuhstall hinüber, wo der Bauer eben dabei war, die Kühe von ihren Fesseln zu befreien.

„Hat es uns doch noch gekriegt!" sagte er beim Eintreten Herberts und sprach darauf für kurze Zeit mit den Tieren weiter. „Machen Sie sich in der Stadt wohl nichts draus, was?" meinte er nach einer Weile, als eben alle Kühe abgekettet standen.

„Nein", sagte Herbert. „Durch so etwas lassen wir uns nicht stören. Wenn's einschlägt, kommt die Feuerwehr, und wir selbst — wir können doch nichts dagegen machen."

„Ja, ja, gewiß, aber hier — das Vieh . . ." Er zuckte mit den Achseln, nahm die Lampe auf und ging vor Herbert her ins Wohnhaus zurück.

Da saßen sie schon um den großen Eichentisch herum, nur das Notwendigste angezogen, die Frau des Bauern und Marta, die Tochter. Sie beide setzten sich ohne ein Wort dazu. Man hatte nicht das elektrische Licht, sondern eine Petroleumlampe angezündet. Es sei besser so, sagten sie. Herbert lächelte ein wenig. Es war das erstemal, daß er auf dem Lande, in einem alleinliegenden Gehöft, ein Gewitter erlebte. Er hatte die Stadt verlassen, um hier zu arbeiten. Nicht leicht fiel es ihm in den ersten Tagen. Wahrhaftig nicht. Schwer war die Arbeit, schwer und ungewohnt. Drei Blasen an jeder Handfläche brachte ihm die erste Woche als Lohn. Aber nun nahmen die Dinge ihren Lauf, voller nie geahnter Wunder, und, ja, sie waren auch schön, weil sie einem als etwas ganz anderes, Unbekanntes entgegenkamen.

Ein neuer, drohender Donnerschlag ließ d.. Gedanken abreißen. Herbert blickte die Menschen an, deren Augen unruhig durch die Fenster auf den Hof hinauswanderten. Nein, sie saßen nicht etwa hier, weil sie Furcht hatten. Es war allein die spannende Bereitschaft, dem vielleicht schon in der nächsten Sekunde zündenden Blitz das Letztmöglichste aus den gierigen Händen zu reißen.

Marta sah ihn an. Ein winziges, verstecktes Funkeln glimmte in ihren Augen. Herbert bemerkte es nicht. All die Tage und Wochen vorher hatte er es nicht bemerkt. Auch jetzt sah er darüber hinweg und fragte sie nur, ob sie müde sei. Sie schüttelte den Kopf und lachte ganz wenig. Die Bäuerin ging, vier Tassen mit Buttermilch zu holen. Das tue gut, sagte sie, als ihre zarten Hände die großen Tassen auf den Tisch stellten. Der Bauer trank die seine in einem Schluck leer und zündete sich darauf die Pfeife an.

„Wenn es nur regnen würde", brummte er danach. „Diese trocknen Gewitter sind eine böse Sache. Vor drei Jahren ist des Jahnke große Scheune abgebrannt. Mit allem, was drin war. Hat auch keinen Regen gegeben. Als die freiwillige Feuerwehr aus Ortenhagen kam, standen nur noch die Grundmauern. Viel hätte sie auch nicht tun können. Haben ja kein Wasser hier. Nö, nö, was ein richtiges Gewitter sein will, das muß seinen Regen gleich mitbringen."

Wieder schwiegen sie. Nur die Uhr tickte seltsam laut, und da hinein rollte der Himmel seinen donnernden Lärm, ließ zwischen durch die Wolken aufblitzen oder verschwinden, ganz wie es ihm Spaß machte.

Als es endlich zu regnen anfing, sprang das Mädchen auf. Es müsse im Hühnerstall die Fenster schließen. Damit rannte es zum Hof hinaus. Gleich danach erhob sich auch der Bauer. Ihm folgte Herbert, sich die Mütze auf den Kopf setzend.

Draußen sah keiner den anderen. Der Regen schlug ihnen ins Gesicht. Dann und wann ließ der Blitz die Gegenstände gespenstisch deutlich aus der Finsternis steigen. Doch langsam wurde der Donner schwächer. Das Gewitter schien vorüber zu gehen. Aber mit drei, vier Schlägen kam es noch einmal zurück, wütender als zuvor.

Einmal waren Himmel und Erde wieder ganz hell, da stand das Mädchen vor Herbert und blickte zu ihm hoch. Und in diesem Augenblick sah er ihre Augen, so deutlich, wie er sie nie gesehen. Er glaubte sie immer noch zu sehen, als es längst wieder dunkel geworden. Und es schien ihm ganz selbstverständlich, daß seine Hände sie langsam zu sich heranzogen.

Marta wehrte ihn nicht ab. Hatte sie auf ihn gewartet?

Er küßte sie und fühlte ihren Mund sich öffnen. Dann aber ließ er sie überrascht stehen und lief über den Hof. Der Regen wurde stärker. Herbert machte die Pferde fest. Er merkte erst jetzt, daß er sein Mütze nicht mehr auf dem Kopf trug und ihm die nassen Haare im Gesicht klebten. Er suchte den Bauer. Gern würde er jetzt mit ihm über die trockenen Gewitter sprechen. Aber er fand ihn nicht. Vielmehr trugen ihn seine Füße unwillkürlich an die Stelle zurück, wo er Marta verlassen hatte. Wenn sie nicht da ist, dachte er, wenn sie nur nicht da ist.

Sie war nicht da. Herbert schlug die rechte Faust mit voller Wucht gegen den einen Scheunenflügel. Warum tat er das? Niemand hätte ihn danach fragen dürfen.

„Was machen Sie denn da?" fragte eine Stimme aus dem Dunkel. Und schon lag Marta wieder in seinen Armen. Ganz nah sah er ihre Augen vor sich. Ihre weißen Zähne schimmerten.

„Vergiß das Licht nicht auszulöschen, Marta!" rief die Stimme des Bauern.

„Nein, Vater!" sagte das Mädchen. —

Das Gewitter verzog sich endgültig. Nur in der Ferne knurrte es noch wie ein junger Hund. Die Sterne guckten hinten den Wolken vor. Der Regen ließ allmählich nach. Hinter dem Fenster des Hauses stand auf dem Tisch die Petroleumlampe. Sie brannte immer noch. Aber bedächtig kroch jetzt die Flamme in sich zusammen, schlug einmal hoch, um schließlich ganz zu verlöschen. Längst hatte sich draußen der Wind gelegt. Im Osten kletterte schon der neue Tag über den Horizont.

Der schwarze Schwan.

Historische Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Als der flimmernde See, der bis dicht unter das graue, verwitterte Schloß reichte, im sanften Rot des Abendlichtes aufblinkte, vergaß der Junker Jobst von Oetzdorf für einen Augenblick seine persönlichen Sorgen. Ein Lächeln spielte um seinen jungen Mund und verjagte die Falten, die sich um Kinn und Nase eingegraben hatten.

Jobst von Oetzdorf richtete sich im Sattel auf. Mit hellem Blick schaute er über die wehenden Federhüte der vor ihm Reitenden hinweg, geradeswegs auf den zart leuchtenden See hinaus.

Wirklich, dieses Bild hatte eine starke Ähnlichkeit mit dem Bilde der Heimat, das er seit all den erlebnisreichen Monaten beim Heerbann Wallensteins im Herzen trug! Und immer, wenn er an den schilfumrauschten See daheim im Kärtner Land dachte, tauchte die Gestalt des armen Franz vor ihm auf. Ein Tropf war er, ein armseliger Schelm, der nicht ganz bei Verstande war und sogar das bißchen Arbeit, das man von ihm verlangte, vergaß, nämlich die Glocken zur rechten Stunde zu läuten. Der arme Franz — wie man ihn nannte, hatte es mit ihm zu tun bekommen, es ging nicht anders. Die Schwäne auf dem See brüteten, und der Tropf warf grinsend nach der schwarzen Schwänin, um sie von ihren Eiern zu bringen. Der Franz hatte seine Lektion erhalten.

Oetzdorf schrak im Sattel auf.

Der Feldmarschall hatte soeben Ludgard abgesandt — auf dem alten Wasserschloß sollte Quartier bezogen werden. Verlassen, unheimlich in seiner düsteren Einsamkeit, lag es jetzt dicht vor den Reitern. Mit flackernden Augen sah der Junker dem davonsprengenden Kornett nach. Ludgard war bereits Kornett, der Marschall zeichnete ihn aus — und er? Er war noch immer Junker, wohl ritt auch er im Gefolge des Marschalls, doch Wallenstein sah ihn kaum.

Man ritt vor dem Schlosse vor und sprang aus den Sätteln. Öde und menschenleer war das Schloß, bald dröhnte es wieder vom Hall sporenklirrender Schritte und den lauten Stimmen der Offiziere und Soldaten. Wallenstein und sein Gefolge bezogen Quartier.

Bald wurde das Mahl eingenommen. Dann ebbte das Türenknarren ab — die Stiegen ächzten nicht mehr. Ruhe kam in das graue, verwitterte Schloß. Jobst von Oetzdorf stand am Fenster seines Zimmers und hatte die Hände, über die nach spanischem Schnitt weit offene Ärmel eines grünen Atlasrockes glitten, auf die Fensterbank gestemmt. Den hochgestutzten Hut mit der roten Feder aus der knabenhaften Stirn gerückt, schaute er auf den See hinunter. Wie vertraut das leise Anschlagen des Wassers an die Hausmauer wirkte!

Er war noch Junker und Ludgard schon Kornett. Lächelte der nicht hin und wieder schadenfroh? Mit einem Ruck sprang Jobst auf und warf ärgerlich das Fenster zu. Ludgard hatte eben Glück, nichts weiter! Es hieß jetzt schlafen, der Ritt war fürwahr nicht leicht gewesen. Die Lider fielen dem Junker zu, und der Traum nahte seiner Seele. Stunden mochten vergangen sein oder nur Minuten —? Oetzdorf fuhr aus dem Schlummer auf, sein Herz pochte dröhnend. Ein dumpfes Geräusch hatte ihn geweckt — da — er starrte zum Fenster — im überhellen Mondlicht kreiste draußen ein schwarzer Schwan, schlug mit seinen weit gebreiteten Fittichen dumpf und wuchtig gegen das Fenster, glitt in erregtem Fluge davon. Im Nu war Jobst auf den Beinen, er wollte das Fenster öffnen, hinausschauen — da hielt er jählings inne. Es war Brutzeit; hatte man die heilige Zeit gestört, die Schwänin aufgeschreckt? Wie entsetzt kreiste das Tier in der Mondnacht!

Jobst schlich zum Fenster und lugte hinunter. Ruhig lag der See im verschwimmenden Licht, eine Wolke holte den Mond jetzt ein, das Wasser dunkelte schwer. Regte sich dort nicht etwas? Deutlich sah der Junker einen Schatten durchs Wasser gleiten, eine Gestalt schwamm durch den See. Oetzdorf wußte nicht, wie er in die Kleider kam. Fest umklammerte seine Faust die ebenholzschwarze Reiterpistole. Der Mond lugte schwach aus dem Gewölk. Das Wasser klatschte gegen die graue Mauer. Eine Gestalt schwang sich herauf und erreichte das Gesimse. Jobst erkannte ein verwegenes Antlitz. Ein kurzer Dolch blinkte zwischen den Zähnen des Schwimmers, der jetzt in ein offenes Saalfenster einstieg. Ruhig glitt der Junker zur Tür. Er huschte die Treppe hinunter. Ein verhaltener Schritt durchwanderte den Saal. Die Tür öffnete sich geräuschlos — da traf der schwarze silberverzierte Ebenholzknauf der Pistole die Stirn des Ankömmlings. Mit dumpfem Laut sank er in die Knie, zugleich tönte die helle Stimme des Junkers alarmierend durch das Schloß . . .

Lange betrachtete Wallenstein den Knaben, der in der hellen Morgenröte stand und die Geschichte vom schwarzen Schwan berichtete. Oetzdorf mußte von daheim erzählen, dem Schloß in Kärnten mit seinem See und dem Hofmeister Sanden. Noch immer ruhten die Augen des kaiserlichen Marschalls auf dem Junker.

„Euch verdanke ich mein Leben. Der Schwede gestand, daß sein Dolch meinem Herzen zugedacht war. Ihr werdet als Kornett das Banner tragen, das Glück ist mit Euch." Lächelnd hatte er sich erhoben. „Glück oder Vorsehung, sie haben viele Gestalten und können selbst als schwarzer Schwan zu guter Stunde erscheinen."

Wallenstein trat zu dem jungen Kornett und strich ihm über das helle, blonde Haar.



Bunte Chronik



Sehschärfe und Fleischgenuß.

(Vegetarier werden gebeten, diesen Abschnitt nicht zu lesen!)

In der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" veröffentlicht der türkische Privatdozent Dr. Sadi Irmak Ergebnisse über die Sehschärfeuntersuchung unter den rund 500 000 nomadisierenden Türken, die vorwiegend in der Gegend des nördlichen Taurus leben. Er berichtet dabei von geradezu verblüffenden Sehleistungen, so, wenn ein 12jähriger Junge die Äste der Geweihe einer in der Ferne vorüberziehenden Gruppe von Hirschen zählen konnte, die sich in einer nachgemessenen Entfernung von — sage und schreibe — 15 Kilometern befanden. Neunfache Sehschärfe gegenüber der normalen hat der Untersuchende nicht nur in Einzelfällen, und namentlich bei männlichen Jugendlichen festgestellt. Die uns allen bekannte Erscheinung der starken Abnahme der Sehschärfe mit zunehmendem Alter gilt bei diesen Nomaden nur sehr bedingt, er fand bei einem 80jährigen Mann noch einen doppelten, bei einem 70jährigen sogar noch den dreifachen Wert. Sadi Irmak ist der Meinung, daß diese weit überdurchschnittlichen Sehleistungen in der Hauptsache konstitutionell bestimmt, im übrigen aber auch durch die Umwelt, das Bergleben, die Beschäftigung mit der Schafzucht, die den Überblick über weite Strecken erfordere, beeinflußt sind. Die Nomaden selbst sind darüber anderer Meinung. Sie behaupten einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Sehschärfe und der Ernährungsweise und führen die gesteigerte Sehleistung auf ihren starken Fleischgenuß zurück. Zum Beweis dieser ihrer Meinung verweisen sie darauf, daß ihnen immer wiederholte Beobachtung ein deutliches Nachlassen der Sehleistung gezeigt habe, sobald der einzelne wenig oder gar kein Fleisch aß. Sadi Irmak meint, die Frage, ob zwischen den Kostformen in bezug auf die Sehschärfe wirklich Unterschiede bestünden, müsse weiter untersucht werden. Wenn man an die Japaner als das typische Volk der Brillenträger denkt, und an ihre überwiegend auf Vegetabilien und nur wenig Fisch abgestellte Ernährungsweise, könnte man darin wohl eine Bestätigung der Beobachtung der türkischen Nomaden erblicken. Woraus dann wieder nützliche Gesichtspunkte auch für unseren eigenen Hausgebrauch hergeleitet werden könnten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.